

Jörg Hardy*, Christoph Schamberger

Gibt es eine universale philosophische Methode?

DOI 10.1515/dzph-2015-0046

Abstract: The traditional criteria for distinguishing philosophy from other disciplines have either proved too limited or too broad. Only in its method does philosophy differentiate itself from other disciplines. Philosophy's point of departure is constituted by spontaneous convictions (intuitions), which, in a first step, need to be articulated through conceptual analysis and then, in a second step, need to be justified; the third step comprises critiquing other philosophers' thoughts and defending against others' critique. This article proposes several metaphilosophical theses: Intuitions are not a fundamental source of evidence for philosophical theses, but are instead themselves in need of justification. Consistency is more important than truth; the task of philosophy is to develop extensive and, at the same time, consistent theories about the conceptual background of experience.

Keywords: metaphilosophy, philosophical method, conceptual analysis, intuition, disagreement

In der Philosophie haben sich verschiedene Schulen etabliert, die ihrem Anspruch nach jeweils spezifische Methoden anwenden, so etwa die analytische, hermeneutische, phänomenologische oder pragmatistische Philosophie. Gibt es etwas, das sie alle gemeinsam haben? Gibt es eine universale philosophische Methode? Unseres Erachtens lässt sich auf die Frage nach der philosophischen Methode eine gehaltvolle und eindeutige Antwort geben, der alle westlichen akademischen Philosophen zustimmen könnten. Damit antworten wir auch auf einen Aufsatz von Tim Crane, der die folgende zweifache metaphilosophische These vertritt: „In Wahrheit gibt es weder eine universelle philosophische Methode

***Kontakt: Jörg Hardy:** Freie Universität Berlin, Institut für Philosophie, Habelschwerdter Allee 30, 14195 Berlin; jhardy@zedat.fu-berlin.de

Christoph Schamberger: Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Philosophie, Unter den Linden 6, 10099 Berlin; christoph.schamberger@web.de

noch einen universellen Gegenstandsbereich“.¹ Der ersten Behauptung Cranes widersprechen wir, der zweiten stimmen wir zu.

Um die Frage nach einer universalen philosophischen Methode überhaupt beantworten zu können, ist es zunächst erforderlich, den Unterschied zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften herauszuarbeiten. Deshalb stellen wir im folgenden Abschnitt einige traditionelle Versuche vor, die Philosophie von den übrigen Wissenschaften abzugrenzen. Unserer Überzeugung nach scheitern sie. Wir glauben aber, dass sich die Philosophie anhand ihrer Methode von den anderen Wissenschaften abgrenzen lässt. Indem wir diese Methode Schritt für Schritt darstellen, geben wir unweigerlich eine Antwort auf die Frage: Was ist Philosophie?

Nur kurz zur Methode dieses Aufsatzes: Sollte es, wie wir behaupten, eine universale philosophische Methode geben, so wäre auch in der Philosophie der Philosophie nach ebenderselben Methode vorzugehen. Wie diese Methode beschaffen ist, soll dieser Aufsatz erst zeigen. Nur soviel vorweg: Wir werden keine empirische Erhebung darüber anstellen, wie Philosophen faktisch arbeiten. Stattdessen tun wir das, was unseres Wissens nach alle westlichen Philosophen tun: Wir denken unter anderem darüber nach, wie wir und andere die Wirklichkeit erfahren. Man könnte auch sagen: Wir behandeln nicht ganz bestimmte Erfahrungen, sondern denken über die allgemeinen Bedingungen nach, unter denen wir Erfahrungen machen. Deshalb werden wir in diesem Aufsatz unter anderem die allgemeinen Meinungen untersuchen, die den begrifflichen Hintergrund aller Erfahrungen mit der Philosophie (als Institution) und dem Philosophieren (als Tätigkeit) bilden.

1 Lässt sich die Philosophie von den anderen Wissenschaften abgrenzen?

Traditionell werden mindestens drei verschiedene Kriterien vorgeschlagen, anhand derer sich die Philosophie von den übrigen Wissenschaften abgrenzen lassen sollte: 1. Ein ontologisches Kriterium benennt den speziellen Forschungsgegenstand der Philosophie. 2. Damit verwandt ist der Versuch, die gemeinsamen Merkmale philosophischer Fragen und Probleme zu ermitteln. 3. Ein epistemisches Abgrenzungskriterium sollte zeigen, wie sich philosophische Thesen rechtfertigen lassen.

1 Crane (2013), 3.

1. Ontologische Abgrenzungskriterien scheitern, weil sie entweder zu weit oder zu eng sind; sie treffen entweder auch auf andere wissenschaftliche Disziplinen zu, oder sie schließen bestimmte philosophische Disziplinen willkürlich aus. Betrachten wir zunächst Beispiele für eine zu enge Abgrenzung: In Lexikonartikeln zum Stichwort „Philosophie“ heißt es oft, die Philosophen untersuchten die Grundlagen des Seins, Denkens, Lebens – von allem; oder sie dächten grundsätzlich über grundlegende Probleme nach. Darin kann man sich auf Aristoteles berufen, dem zufolge „alle als Gegenstand der sogenannten Weisheit (*sophía*) die ersten Ursachen und Prinzipien ansehen“². Doch vor lauter grundsätzlichen Gedanken über die grundlegenden Grundlagen wird vergessen, dass sich manche Philosophen auch mit sehr speziellen (und lebensnahen) Gegenständen und Problemen befasst haben. So wurde schon in der Antike darüber diskutiert, wie man mit behinderten Kindern umgehen sollte; heute zerbrechen sich Philosophen darüber den Kopf, ob Werbeplakate Kunstwerke sind oder ob man Pornographie verbieten sollte.

Andere ontologische Abgrenzungen zwischen Philosophie und den anderen Wissenschaften sind zu weit, so etwa: „Unsere Gedanken über die Wirklichkeit sind der Gegenstand der Philosophie.“³ Es trifft wohl zu, dass sich die Philosophen weniger mit der greifbaren Wirklichkeit selbst als mit den Gedanken über die Wirklichkeit befassen – dies trifft jedoch in vollem Maße auch auf die Psychologen zu. Das gleiche gilt für die Charakterisierung der Philosophie als „Disziplin ‚zweiter Ordnung‘“, deren Aufgabe „das rationale Erforschen rationaler Tätigkeiten“⁴ sei. Nicht nur Philosophen, sondern auch Psychologen und Geisteswissenschaftler wie z. B. Literaturwissenschaftler „denken über das *Denken über* die Welt nach“⁵.

Ebenso wenig lässt sich die Philosophie dadurch abgrenzen, dass man konkrete Forschungsgegenstände oder Probleme aufzählte, denn es gibt kaum einen Gegenstand, auf den sie ein Monopol hätte. So muss sie sich Gott mit den Theologen teilen, das Denken bzw. der Geist ist Gegenstand der Psychologie und moralische Urteile werden auch von Soziologen untersucht. Freilich stellen die Philosophen in Bezug auf diese Gegenstände andere Fragen als die Theologen, Psychologen und Soziologen – dies bringt uns zum zweiten Abgrenzungskriterium.

2 Aristoteles (1989), 9 (981b28–29)

3 Schnädelbach (2001), 245.

4 Rosenberg (2006), 18.

5 Ebd., 21, Hervorhebung im Original.

2. Statt nach dem Gegenstand der Philosophie zu fragen, könnte man gemeinsame Merkmale ihrer Fragen suchen. Tatsächlich zeichnen sich mehrere philosophische Fragen dadurch aus, dass sie die allgemeinsten Fragen sind, die man stellen kann. Etwa: Was ist Wahrheit? Was ist eine moralisch gute Handlung? Das sprachliche Muster solcher Fragen lautet „Was ist F?“. So lauten denn auch die Fragen, die Sokrates, der Gründervater der abendländischen Philosophie, in Platons Dialogen stellt und nach dem Zeugnis des Aristoteles geradezu erfunden hat. Doch das Merkmal der Allgemeinheit ist zugleich zu weit und zu eng. Zu weit ist es, weil auch Fachwissenschaften oft sehr allgemeine Fragen stellen. So diskutieren die Physiker intensiv über die Frage: Was ist der Raum? Oder noch grundlegender: Existiert der Raum? Zu eng ist das Merkmal der Allgemeinheit, weil einige philosophische Fragen eher spezieller Natur sind: Worin unterscheiden sich die Gefühle der Eifersucht und des Neids? Hat der Ausdruck „wenn – dann“ eine andere Bedeutung als das klassische Konditional?

Ein anderes Merkmal philosophischer Fragen ist es, dass sie auf Selbstreflexion abzielen. So „fragt die Philosophie letzten Endes, wie sie das, was in der Welt der Fall ist, und uns selbst, die wir uns stets auf vielfältige Weise auf eben diese Welt und das, was in ihr der Fall ist, beziehen, als ein Ganzes sinnvoll begreifen und denken kann“⁶. Anders gefragt: Wie lassen sich unsere Behauptungen über die Welt damit vernünftig vereinbaren, dass wir Menschen selbst Teil dieser Welt sind und uns auf Dinge und Sachverhalte der Welt beziehen?⁷ Es wäre allerdings anmaßend und schlichtweg falsch, anderen Wissenschaften die Fähigkeit zur Selbstreflexion abzuspochen. Insbesondere die Geistes- und Sozialwissenschaften untersuchen unter anderem, wie wir Dinge und Sachverhalte wahrnehmen, erkennen, verstehen oder auf andere Weise darauf Bezug nehmen. Darüber hinaus reflektieren geistes- und sozialwissenschaftliche Methodenlehren, unter welchen Bedingungen sinnvolle und berechtigte Aussagen und Theorien über geistige Bezugnahme gewonnen werden können. Insofern ist auch das Merkmal der Selbstreflexion zu weit und nicht dazu geeignet, die philosophischen Fragen von denen anderer Wissenschaften abzugrenzen.

3. Karl Popper grenzt empirische Wissenschaften anhand ihrer Falsifizierbarkeit von Mathematik, Logik und „metaphysischen“ Systemen ab: „Nun wollen wir aber doch nur ein solches System als empirisch anerkennen, das einer *Nachprüfung* durch die ‚Erfahrung‘ fähig ist. Diese Überlegung legt den Gedanken nahe, als Abgrenzungskriterium nicht die Verifizierbarkeit, sondern die *Falsifizierbarkeit* des Systems vorzuschlagen. [...] *Ein empirisch-wissenschaftliches*

⁶ Tetens (2010), 224, Kursivierungen getilgt.

⁷ Ebd.; vgl. ders. (2004), 17–20.

*System muß an der Erfahrung scheitern können.*⁸ Im Gegensatz dazu lassen sich philosophische Thesen durch Erfahrung weder belegen noch widerlegen, da der Informationsgehalt einer philosophischen Theorie über empirische Beobachtungen hinausgeht (mehr dazu später). Um ein philosophisches Problem zu lösen, nützt es nichts, Beobachtungen, Umfragen oder dergleichen zu machen.⁹

Lässt sich daraus wenigstens ein negatives epistemisches Kriterium formulieren, mit dem sich die Philosophie gegenüber den anderen Wissenschaften abgrenzen ließe? Zu weit gefasst wäre folgendes Kriterium: „Durch Bezug auf Erfahrung lassen sich philosophische Thesen weder definitiv beweisen noch widerlegen.“ Dies wäre deshalb kein echtes Abgrenzungskriterium, weil sich auch mathematische Aussagen empirisch weder definitiv beweisen noch widerlegen lassen. Das Kriterium müsste jedenfalls verfeinert werden: „Die Philosophie formuliert keine Thesen über abstrakte Strukturen, sondern über Sachprobleme, die sich durch Bezug auf Erfahrung weder definitiv beweisen noch widerlegen lassen.“ Nach diesem Kriterium ist zwar nicht eindeutig zu entscheiden, ob die Logik eine Disziplin der Philosophie oder der Mathematik ist, doch diese Uneindeutigkeit ist vielleicht wünschenswert.

Problematischer ist, dass das epistemische Kriterium nicht dazu taugt, die Philosophie von den empirischen Wissenschaften abzugrenzen. Einige Wissenschaftstheoretiker meinen, auch die natur- und geisteswissenschaftlichen Aussagen ließen sich nicht *allein* durch Bezug auf Erfahrung widerlegen und seien insofern empirisch unterdeterminiert.¹⁰ Eine eindeutige Grenze zwischen Philosophie und empirischen Wissenschaften ließe sich in diesem Fall nur ziehen, wenn wir behaupteten, Erfahrung spiele in der Philosophie überhaupt keine Rolle, empirische Befunde seien irrelevant.

So weit wollen wir nicht gehen, denn an vielen philosophischen Diskussionen, etwa zur Angewandten Ethik oder zur Philosophie des Geistes, kann man ohne empirische Kenntnisse kaum teilnehmen. In dieser Hinsicht ist der Unterschied zwischen Philosophie und empirischen Wissenschaften allenfalls ein gradueller: Wenn Philosophen zwischen konkurrierenden philosophischen Thesen entscheiden, achten sie im Allgemeinen weniger auf Erfahrung als empirische

⁸ Popper (1989), 15, Hervorhebungen im Original.

⁹ Nach Auffassung mancher Wissenschaftstheoretiker wurden bestimmte metaphysische Thesen durch die Physik des 20. Jahrhunderts widerlegt, so etwa Immanuel Kants Kausalitätsprinzip: „Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung“ (Kant 2003, B232, Kursivierung getilgt). Diese Sicht teilen jedoch nicht alle Wissenschaftstheoretiker. Manche geben eine Interpretation der Quantentheorie, die dem Kausalitätsprinzip keinesfalls widerspricht; vgl. Efeld (2011), 103–106.

¹⁰ Quine (1979), 47.

Wissenschaftler. – Dieser letzte Satz ist allerdings eine Plattitüde und eignet sich kaum als Abgrenzungskriterium. Vor allem aber gibt er keine Auskunft darüber, wie und warum Philosophen trotzdem zu qualifizierten Thesen gelangen. Ganz am Ende des Artikels kommen wir noch einmal zu der Frage zurück, ob es nicht doch einen Proberstein der Wahrheit philosophischer Thesen gibt. Vorerst gehen wir davon aus, dass es kein epistemisches Kriterium gibt, womit sich die Philosophie von den übrigen Wissenschaften abgrenzen lässt.

Nachdem sich die bisher behandelten Abgrenzungskriterien als unbrauchbar erwiesen haben, könnte man schließen, dass zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften eine gewisse Kontinuität bestehe.¹¹ Zweifelsohne philosophieren auch Vertreter empirischer Wissenschaften gelegentlich. Man denke nur an die Frage nach der Existenz des Raums, die sowohl in der Philosophie der Physik als auch in der Physik selbst behandelt wird. Oft verfügen die Fachleute für dieses Grenzgebiet über eine Doppelqualifikation, und es ist schwer, wenn nicht gar unmöglich (und müßig), hier eine exakte Grenze zwischen physikalischen und philosophischen Überlegungen zu ziehen. Aber interdisziplinäre Überschneidungen sind nichts Typisches für die Philosophie; sie finden sich zwischen allen möglichen Fachwissenschaften und brauchen uns nicht von der Suche nach einem gehaltvollen Abgrenzungskriterium abzuhalten.

Am aussichtsreichsten erscheint es uns, die Philosophie anhand ihrer Methode von den anderen Wissenschaften abzugrenzen. Wir sind sicher nicht die ersten, die ein methodisches Abgrenzungskriterium vorschlagen. Schon häufig wurde darauf hingewiesen, dass alle Philosophen argumentieren, d. h., sie ihre Thesen begründen, indem sie diese auf andere Annahmen zurückführen, die sie für wahr halten. Wir würden es uns jedoch zu einfach machen, wenn wir daraus ableiteten, das Argumentieren sei die universale philosophische Methode. Für unsere Zwecke genügt es nicht, irgendwelche Gemeinsamkeiten unter allen Philosophen auszumachen. Zum Philosophieren gehören nämlich notwendigerweise auch andere Tätigkeiten, auf die wir gleich noch zu sprechen kommen. Außerdem wird nicht nur in der Philosophie argumentiert, sondern auch in allen übrigen Wissenschaften. Wenn es überhaupt etwas gibt, worin sich alle Philosophierenden in ihrer Tätigkeit abheben, dann sind es die Verfahren, mit denen sie ihre Thesen artikulieren, begründen und verteidigen. Indem wir diese Tätigkeiten näher untersuchen, dürfte sich am ehesten eine universale philosophische Methode herausarbeiten lassen, anhand derer sich die Philosophie von den übrigen Wissenschaften abgrenzen lässt.

11 Vgl. Ernst (2013), 10.

Erhellend ist ein Vergleich mit den Methoden empirischer Wissenschaften: Wenn sich auch deren Thesen nicht *allein* durch Bezug auf Erfahrung belegen oder widerlegen lassen, so ist doch kaum zu bestreiten, dass die Erfahrung sowohl als Ausgangspunkt für die Theoriebildung als auch als Überprüfungsinstanz dient. So erforschen Psychologen das Denken durch Experimente und Interviews, Soziologen ermitteln die moralischen Urteile durch Umfragen, Theologen berufen sich für ihre Äußerungen über Gott vor allem auf die Bibel. Philosophen befassen sich zwar mit denselben Gegenständen, doch ihr Ausgangspunkt liegt woanders: in spontanen Überzeugungen respektive Intuitionen (Vorurteilen), die zusammen so etwas wie eine Weltanschauung bilden.¹²

2 Intuitionen

Jede erwachsene Person hegt spontane Überzeugungen zu zahlreichen philosophischen Problemen, auch wenn sie sich dieser gar nicht bewusst ist. So versteht jeder, was eine moralisch gute Handlung oder was Wahrheit ist (freilich verstehen darunter nicht alle das Gleiche). Solche Intuitionen betreffen Sachverhalte, die problemlos sind, solange man sie aus einer vertrauten Perspektive betrachtet; sie bereiten dem Verständnis keine Schwierigkeiten und verstehen sich, wie man im Deutschen sagt, von selbst. Solange man etwas für selbstverständlich hält, nimmt man die Dinge, wie sie sind, und ist zufrieden mit den Überzeugungen, die man über sie hat. Jeder redet darüber mit größter Selbstverständlichkeit. Die Intuitionen stammen teils aus der Erziehung, teils formen und beeinflussen einen die Mitmenschen, Freunde und Medien. So entwickelt sich fast unbemerkt eine Weltanschauung. Einige Intuitionen sind so weit verbreitet, dass sie als Common Sense gelten.

Manche analytische Philosophen wie George Bealer und Frank Jackson halten die Intuitionen jedoch nicht nur für einen Ausgangspunkt des Philosophierens, sondern weisen ihnen darüber hinaus eine zentrale erkenntnistheoretische Stellung zu, insbesondere im Zusammenhang mit Gedankenexperimenten. Die Intuitionen hätten demzufolge eine zweifache Funktion: Wenn Philosophen sich fragten, ob die in Gedankenexperimenten geschilderten Szenarien mit bestimmten Begriffen korrekt beschrieben werden könnten, so beantworteten sie diese Frage anhand ihrer Intuitionen. Zudem ließen sich die daran anknüpfenden philosophischen Thesen letztlich durch Intuitionen rechtfertigen; Intuitio-

¹² Vgl. Rosenberg (2006), 17, 61–62.

nen seien demzufolge Belege (Evidenzen) philosophischer Thesen.¹³ Bealer leitet daraus ein epistemisches Kriterium ab, mit dem er die Philosophie und andere apriorische Wissenschaften wie Mathematik und Logik von den empirischen Wissenschaften abgrenzt: In den apriorischen Wissenschaften seien Intuitionen eine epistemisch fundamentale Quelle für Belege bzw. Rechtfertigungen („basic source of evidence“).

Doch die Berufung auf eine Intuition reicht häufig als Begründung einer philosophischen These nicht aus. Nach einem weit verbreiteten Verständnis sind sie vortheoretische, also spontan und ohne Reflexion oder Diskussion entstandene „Überzeugungen oder Urteile über die Korrektheit der Anwendung sprachlicher Ausdrücke auf hypothetische oder tatsächliche Fälle“.¹⁴ Als wahrheitsdefinite Überzeugungen sind sie logisch-semantisch mit anderen Annahmen verknüpft und stets in Begründungskontexte eingebettet. Sie sind daher keineswegs epistemisch fundamental, sondern in jedem Falle begründungsfähig.

Auch Edmund L. Gettier begründet seine zentrale Intuition in seinem Aufsatz „Is Justified True Belief Knowledge?“¹⁵, der oft und gerne als Musterbeispiel eines auf Intuitionen basierenden Philosophierens angeführt wird. Werfen wir einen kurzen Blick in den Text: Im ersten seiner beiden Gedankenexperimente schildert Gettier, wie Smith, der sich auf eine Arbeitsstelle beworben hat, mitgeteilt wird, ein anderer Bewerber namens Jones werde die Stelle erhalten. Nachdem Smith zuvor die Münzen in Jones' Tasche gezählt hat, gelangt er zu der Überzeugung, dass der künftige Stelleninhaber momentan zehn Münzen in der Tasche habe. Was Smith nicht weiß: In seiner eigenen Tasche stecken ebenfalls zehn Münzen, und am Ende bekommt nicht Jones die Stelle, sondern er selbst. Für Gettier ist in diesem Fall klar („clear“), dass Smith einerseits in seiner obigen Überzeugung gerechtfertigt sei, andererseits aber nicht wisse, dass sie wahr sei. Dies lässt sich durchaus so verstehen, dass Gettier damit seine Intuitionen ausdrückt, auch wenn er an keiner Stelle seines berühmten Artikels das Wort „intuition“ oder einen verwandten Ausdruck gebraucht.

Gettier belässt es aber nicht dabei, seine Intuitionen zu artikulieren; umgehend liefert er dafür eine kleine, feine Begründung: „But it is equally clear that Smith does not *know* that (e) [The man who will get the job has ten coins in his pocket] is true; for (e) is true in virtue of the number of coins in Smith's pocket, while Smith does not know how many coins are in Smith's pocket, and bases his belief in (e) on a count of the coins in Jones's pocket, whom he falsely believes to

¹³ Vgl. Bealer (2000), 2–10; Jackson (1998), 31–33; Nimtz (2012), 220–226; Bieri (2001), 157–158.

¹⁴ Keil (2013), 121.

¹⁵ Gettier (1963), 121–123.

be the man who will get the job.“¹⁶ Gettier ist nicht der Einzige, der seine Intuitionen begründet. Im Gegenteil: In einer umfangreichen Untersuchung zahlreicher weiterer Gedankenexperimente aus unterschiedlichen philosophischen Disziplinen konnte Herman Cappelen nachweisen, dass ohne Ausnahme alle Autoren ihre Intuitionen begründeten.¹⁷

Es spricht nichts dagegen, eine Intuition als vorläufigen Grund (Prima-facie-Grund)¹⁸ für oder gegen eine philosophische Position betrachten. Wenn aber die Beteiligten einer philosophischen Debatte voneinander abweichende Intuitionen haben oder Intuitionen argumentativ bestreiten, so bedürfen diese ihrerseits einer Begründung durch Aussagen, die nicht wieder aus Intuitionen stammen, sondern aus anderen Quellen, auf die wir noch zu sprechen kommen. Insofern bilden Intuitionen nur das Ausgangsmaterial des Philosophierens, das sich im Zuge der philosophischen Theoriebildung durchaus revidieren lässt.¹⁹

Der erste Schritt des eigentlichen Philosophierens besteht darin, sich die eigenen intuitiven Überzeugungen bewusst zu machen und sie sprachlich zu *artikulieren*, ehe sie im zweiten Schritt argumentativ *begründet* werden. Den dritten Schritt bildet die Auseinandersetzung mit anderer Philosophen; hier geht es darum, deren Argumente zu *kritisieren* und sich gegenüber ihrer Kritik zu *verteidigen*. Wir betrachten nun alle drei Schritte nacheinander.

16 Ebd., 122, Hervorhebung im Original.

17 Cappelen (2012), Kap. 8.

18 In einem älteren Text hält Bealer die Intuitionen tatsächlich nur für „*prima facie* evidence“: Bealer (1992), 100. In jüngeren Veröffentlichungen ersetzt er den Zusatz „*prima facie*“ durch „*basic*“, obwohl die Argumentation weitgehend gleich bleibt.

19 Auch einige Vertreter der Experimentellen Philosophie bezweifeln, dass Intuitionen als Belege geeignet seien – dies jedoch aus anderen Gründen: Mit Methoden der experimentellen Psychologie haben sie herausgefunden, wie stark die Intuitionen je nach kulturellen und sozio-ökonomischen Faktoren und je nach Bildungshintergrund variieren; vgl. Alexander/Weinberg (2007), 66. Einige Experimentelle Philosophen hoffen allerdings, durch psychologische Forschungen jene mentalen Prozesse finden zu können, die berechnete oder geeignete Intuitionen hervorrufen, so etwa Knobe/Nichols (2008), 7–8; Nagel (2012).

3 Philosophische Begriffsanalyse²⁰

Der erste Schritt des Philosophierens besteht darin, die Intuitionen zu artikulieren. Dies wird häufig als *philosophische Begriffsanalyse* bezeichnet.²¹ Zwei Vorbemerkungen: Zum einen ist philosophische Begriffsanalyse nicht lediglich Bedeutungsanalyse. Nichts an unserer Darstellung der philosophischen Begriffsanalyse legt uns auf die Annahme fest, philosophische Thesen seien analytische (und insofern apriorische) Urteile.²² Zum anderen möchten wir betonen, dass wir den Begriff der Begriffsanalyse in einem weiten Sinne gebrauchen, der nicht mit dem Bekenntnis zur analytischen Philosophie verbunden ist. Wir bezeichnen damit Tätigkeiten, die der Sache nach alle westlichen akademischen Philosophen ausüben, auch wenn sie diese anders bezeichnen, so etwa als „Begriffsbestimmung“, „Begriffsklärung“ oder „grammatische Analyse“.

Den Auftakt zur philosophischen Begriffsanalyse bildet das Verfremden vertrauter Wörter. Philosophen fragen sich, ob sie wirklich *wissen*, was sie meinen, wenn sie mit Selbstverständlichkeit Wörter gebrauchen, mit denen sie sich auf bestimmte Phänomene beziehen. Indem sie solche Fragen stellen, machen sie das zuvor Selbstverständliche und auch ihre Meinungen ausdrücklich zum Thema. Oftmals erkennen sie dabei, dass die Dinge nie so selbstverständlich waren, wie sie zu sein schienen. Dies verändert die kognitive Einstellung gegenüber den Phänomenen. Die philosophische Perspektive zeichnet sich dadurch aus, dass sie eine größtmögliche (artifizielle) gedankliche Distanz zu den Phänomenen herstellt. Man tut so, als ob man gar nicht verstünde, was es beispielsweise heißt, dass ein Zeichen eine Bedeutung hat oder eine Person moralisch gut handelt. Mit dem Verfremden vertrauter Wörter werden Selbstverständlichkeiten zu staunenswerten Rätseln, zu philosophischen Themen und Fragen.

Der erste Schritt zur Lösung dieser Rätsel besteht darin, den Gebrauch der Begriffe zu analysieren, wobei sich Philosophen vorwiegend für Begriffe interessieren, „die für unser Selbstverständnis, d. h. für die Frage, wie wir uns selbst, unsere Situation und daher auch unsere Handlungsmöglichkeiten sehen, von entscheidender Bedeutung sind“²³. Begriffe sind Wörter, die als Prädikate von Sätzen bzw.

²⁰ Einige der folgenden Absätze stammen ursprünglich aus dem 1. Abschnitt von Hardy/Schamberger (2012). Sie wurden für diesen Artikel stark überarbeitet und erweitert.

²¹ Die Begriffsanalyse ist Gegenstand eines eigenen Artikels in Hardy (2014a), 32–48.

²² Insofern sind unsere Ausführungen nicht betroffen von Timothy Williamsons Kritik an der unter analytischen Philosophen weit verbreiteten Auffassung, philosophische Wahrheiten seien analytische oder begriffliche Wahrheiten; vgl. Williamson (2007), Kap. 1, 3 u. 4. Für einen historischen Überblick über verschiedene Konzepte der philosophischen Begriffsanalyse vgl. Beaney (2012).

²³ Schneider (2002), 191.

Satzmengen fungieren. Sätze bringen Meinungen bzw. Überzeugungen sprachlich zum Ausdruck. Prädikate sind wiederum Ausdrücke, die eine Eigenschaft, Tätigkeit oder Beziehung bezeichnen. In der philosophischen Begriffsanalyse explizieren Philosophen den Gehalt und den Zusammenhang jener (sehr) allgemeinen Überzeugungen, die den je besonderen Urteilen über ganz bestimmte Sachverhalte, Ereignisse und Personen zugrunde liegen.²⁴ Diese Überzeugungen bilden den begrifflichen Hintergrund, vor dem sich unsere Erfahrungen insgesamt abspielen; sie sind der gemeinsame Hintergrund unseres Nachdenkens darüber, was in der Welt der Fall ist, und mit ihrer Hilfe organisieren wir unsere Erfahrungen.²⁵

Damit unterstellen wir keineswegs, dass alle Menschen über philosophische Themen dieselben Meinungen hätten. Im Gegenteil: Es gibt wohl kein Thema, worüber Philosophen sich nicht streiten. Der grundlegende Zusammenhang der Überzeugungen über allgemeine Sachverhalte wie Bedeutung, Handlung oder Person ist jedoch für die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft in einem recht weiten Umfang durchaus derselbe. Innerhalb dieses begrifflichen Hintergrunds können wir gleichwohl auf (teils sogar sehr) unterschiedliche Weise näher interpretieren.

Betrachten wir ein erstes Beispiel aus der theoretischen Philosophie. Philosophen fragen höchst allgemein: Was ist überhaupt Bedeutung? Was ist ein Zeichen? Oder: Was heißt es, dass ein Zeichen etwas bedeutet? Was heißt es, eine Bedeutung zu erkennen und zu verstehen? Fragen dieser Art sind philosophische Fragen. Das Wissen über die Bedeutung ganz bestimmter Zeichen reicht nicht aus, um die philosophische Frage „Was ist Bedeutung?“ beantworten zu können. Dennoch müssen Philosophen auf das, was sie über die Bedeutung ganz bestimmter Zeichen wissen, zurückgreifen, um die höchst allgemeine, philosophische Frage danach, was Bedeutung ist, (jedenfalls hypothetisch) beantworten zu können. Sie gehen ja davon aus, dass die Bedeutungen verschiedener Zeichen etwas gemeinsam haben, nämlich das *Allgemeine*, das die Sprecher stets auch meinen, wenn sie sagen, dass ein bestimmtes Zeichen etwas ganz Bestimmtes

24 Ähnlich schreibt Günter Figal über philosophische Beschreibungen: „Ihr Sinn ist das Aufzeigen einer Sache in ihrer Struktur. Philosophische Beschreibungen haben es, anders gesagt, mit dem Begriff einer Sache zu tun“; vgl. Figal (2010), 298.

25 Das kantische methodische Programm könnte man ähnlich charakterisieren als „die Erforschung desjenigen Rahmens von Vorstellungen und Grundsätzen, deren Gebrauch und Anwendung wesentlich für empirisches Wissen ist und die in jeder kohärenten Konzeption von Erfahrung, die wir ausbilden können, enthalten sind“; vgl. Strawson (1992), 14. Strawsons Metapher des Rahmens (framework) soll zum Ausdruck bringen, dass Erfahrungen nur innerhalb eines Rahmens bestimmter Begriffe möglich seien. Die Kenntnis dieser Begriffe und ihres Zusammenhangs sei eine notwendige Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung. Auf diese transzendentalphilosophische Annahme müssen wir uns hier nicht festlegen.

bedeute. Wenn wir dasselbe Wort „Bedeutung“ – genauer gesagt: das zweistellige Prädikat „Zeichen x bedeutet y “ – in ganz unterschiedlichen Situationen erfolgreich verwenden können, so gibt es offenbar Bedingungen für den erfolgreichen Gebrauch dieses Prädikats, die das zum Ausdruck bringen, was wir in *jedem* Falle meinen, wenn wir auf eine für uns selbst und unsere Gesprächspartner verständliche Weise jeweils sagen: „Zeichen x bedeutet y .“

Vergleichen wir damit etwas genauer ein Beispiel aus der praktischen Philosophie. Wenn wir davon ausgehen, dass es gemeinsame Elemente aller Handlungen gibt, stellen wir uns die philosophischen Fragen: Was bedeuten die Wörter „handeln“ und „Handlung“? Und: Was *ist* eine Handlung? Mit der ersten Frage möchten wir wissen, was wir meinen, wenn wir ein bestimmtes Prädikat gebrauchen. Mit der zweiten Frage möchten wir wissen, unter welchen Bedingungen der allgemeine Sachverhalt besteht, auf den wir uns mit einem bestimmten Prädikat sprachlich beziehen. Diese beiden Arten von Fragen sind so miteinander verknüpft: Einen Satz zu verstehen heißt, seine Wahrheitsbedingungen zu kennen.²⁶ Wenn wir die Frage nach der Bedeutung eines Prädikats (Begriffs) beantworten, geben wir die Wahrheitsbedingungen der entsprechenden Sätze an und äußern damit eine Meinung darüber, dass etwas in der Welt, auf die wir uns mit unseren sprachlichen Äußerungen beziehen, unter bestimmten Bedingungen der Fall ist. Wenn wir unsere Meinungen ausdrücklich klären, möchten wir freilich auch wissen, ob sie wahr sind, ob also etwas in der Welt tatsächlich der Fall ist. In der philosophischen Begriffsanalyse suchen wir, wie gesagt, nach den *gemeinsamen* Bedingungen unseres Wortgebrauchs, d. h. den Bedingungen, die in all unseren vielfältigen, je verschiedenen und jeweils situationsabhängigen Gebrauchsweisen eines Prädikats die gleichen sind. (Freilich sind die Bedingungen unseres Sprachgebrauchs außerordentlich komplex. Die Bedingungen, auf die es in der philosophischen Begriffsanalyse ankommt, sind die Meinungen über allgemeine Sachverhalte, die in dem Gebrauch eines bestimmten Prädikats sprachlich zum Ausdruck kommen.)

Einen bestimmten Begriff zu verwenden heißt allerdings nicht in jedem Falle, dass die Sprecher stets ein ganz bestimmtes Wort (Lexem) gebrauchen. Derselbe Begriff kann in verschiedenen Wörtern (freien Lexemen) sprachlich zum Ausdruck kommen. So verwenden Sprecher auch dann den Begriff der Handlung, wenn sie Verben wie „singen“, „suchen“ oder „segeln“ gebrauchen. Die Vorgänge, die man meint, wenn man solche Verben gebraucht, fallen (aus begriffsanalytischer Sicht) unter den Begriff der Handlung – ganz einfach deshalb, weil es sich in all diesen Vorgängen der Sache nach so verhält, dass Personen handeln. Das

26 Wittgenstein (1984), § 4.024; vgl. Davidson (1990), 279–328.

Wort „Handlung“ ist ein Kollektivsingular, mit dem man sich summarisch auf alle diese Vorgänge beziehen kann.

Was ist allen Handlungen gemeinsam? Handlungen beruhen auf Überlegungen und Entscheidungen; sie entspringen dem Willen einer Person. Die Idee des Wollens hängt mit einer Reihe weiterer Ideen zusammen: Wir verstehen uns als Personen, die Urheber ihrer Handlungen sind. Etwas zu wollen heißt, sich aufgrund *eigener* Überlegungen selbst für eine bestimmte Handlung *entschieden* zu haben. Mit „wollen“ und „entscheiden“ ist ein wichtiger normativer Begriff verknüpft: Verantwortung. Wir schreiben den Urhebern von Handlungen Verantwortung zu. Verantwortlich ist, wer das, was er getan hat, auch tun wollte. Wenn wir nur das täten, wozu uns andere Personen zwingen oder wozu uns unüberwindbare äußere Einflüsse drängen, und wenn wir niemals selbst zwischen alternativen Handlungsmöglichkeiten wählen könnten, so hätten Begriffe wie „Handeln“, „Wollen“ und „Entscheiden“ keinen Sinn. Sie erfüllten keine Funktion in der Organisation unserer Erfahrungen. Freilich kennen wir die Erfahrung, frei und zuweilen auch unfrei, also unter Zwang, zu handeln, und weil wir solche Erfahrungen kennen, verfügen wir über entsprechende Begriffe, um diese Erfahrungen auf einer sehr allgemeinen Ebene gedanklich zu ordnen.

Wenn wir von dem Begriff der Handlung ausgehen, können wir den Zusammenhang mit den anderen genannten Begriffen grob auf die folgende Weise darstellen: Wenn wir uns für eine bestimmte Handlung entscheiden, bilden wir uns aufgrund von Überlegungen einen handlungswirksamen Wunsch und haben uns aus bestimmten *Gründen* für eine Handlung entschieden. Wenn wir etwas begründen, halten wir bestimmte Meinungen für wahr oder falsch und können Meinungen so miteinander verknüpfen, dass die Wahrheit bestimmter Meinungen (der jeweiligen Gründe) auf andere Meinungen übergeht. Meinungen begründen zu können bedeutet, die Ideen der Wahrheit und der logischen Folgerung zu kennen. Sich mit Gründen für eine bestimmte Handlung entscheiden zu können, bedeutet auch, sich Möglichkeiten, nämlich mögliche Handlungsspielräume und mögliche Handlungsfolgen, vorstellen zu können. Entscheidungen zu treffen erfordert eine exakte Phantasie. Die Idee der Handlung ist so mit den Ideen des Wollens, des Entscheidens, der Gründe, der Wahrheit, der logischen Folgerung und der Phantasie verknüpft.

Wenn wir weiteren begrifflichen Verbindungen nachgehen, werden wir schließlich erkennen, dass die Idee der Handlung mit der umfassenden Idee der Person verknüpft ist. Personen haben die Fähigkeiten, von denen wir eben unter den Begriffen des Handelns und Wollens gesprochen haben. Personen sind Wesen, die leibliche und mentale (seelische) Eigenschaften haben, und wenn wir uns die – wiederum philosophische – Frage stellen, wie beides miteinander zusammenhängt, so haben wir das Leib-Seele-Problem als ein philosophisches Thema (neu) entdeckt.

Andere Autoren mögen den hier dargestellten Zusammenhang der Begriffe, die um das Zentrum der Handlung kreisen, anders rekonstruieren. Das gehört zur demokratischen Pluralität der Philosophie. Jede begriffsanalytische Rekonstruktion ist stets nur ein Vorschlag zur Diskussion. Dennoch läuft eine Begriffsanalyse alles andere als willkürlich ab. Wir bemühen uns darum, ein Überlegungsgleichgewicht zu erreichen: Wir gehen von exemplarischen (klaren und eindeutigen) Fällen aus, die unter ein bestimmtes Prädikat „*F*“ fallen, formulieren von dort aus zunächst eine Beschreibung (oder Definition) des *allgemeinen* Sachverhalts *F* und prüfen sodann, ob andere, unsichere und vage Fälle ebenfalls unter „*F*“ fallen, versuchen den Umfang und auch die Intension der Beschreibung des Sachverhalts *F* also zu erweitern bzw. zu präzisieren. Wenn wir erkennen, dass weitere Sachverhalte unter „*F*“ fallen, von unserer ursprünglichen Beschreibung (oder Definition) aber nicht erfasst werden, ergänzen oder korrigieren wir diese Beschreibung.

Ein klarer Fall einer Handlung ist zum Beispiel ein absichtliches, überlegtes Gehen von einem bestimmten Ort *A* zu einem vorher ausgewählten anderen Ort *B*, während es etwa unklar ist, ob jemand wirklich handelt, wenn er sich von *A* nach *B* bewegt, weil er – ohne die ausdrücklich eigene Absicht, diesen bestimmten Ort aufzusuchen – einfach jemand anderem folgt, der gerade vor ihm läuft. Ein anderes Beispiel: Wer die Straftat einer Körperverletzung begeht, verletzt klarerweise auch die Würde des Menschen, den er körperlich verletzt. Hingegen ist es nicht klar, ob etwa auch ein geringfügiger Diebstahl zugleich eine Würdeverletzung darstellt. Wenn wir aber zu der Überzeugung gelangen, dass auch derjenige, der ohne eigene abwägende Überlegungen jemand anderem folgt, eine Handlung ausführt, und auch ein geringfügiger Diebstahl die Würde des Bestohlenen verletzt, müssen wir unsere Beschreibungen bzw. Definitionen von Handlung und Würde so formulieren, dass sie auch diese Fälle einschließen.

Wenn man weitere mögliche Fälle von *F* in den Blick nimmt, kann man den Umfang einer Definition von *F* (zunächst einmal probeweise) erweitern und so vor allem auch das entsprechende Definiens anhand weiterer (exemplarischer) Sachverhalte näher erläutern und veranschaulichen. Das philosophische Nachdenken ist ein beständiges Wechselspiel zwischen der Abstraktion und Verallgemeinerung, die zur Bildung philosophischer Hypothesen und Definitionen von *F* führt, und der Spezifizierung sowie auch der Prüfung hypothetischer Definitionen an einzelnen, teils ihrerseits zunächst einmal hypothetischen Fällen von *F*.²⁷

27 Die Grundzüge dieser Methode demonstriert Platon in seinen sokratischen Dialogen; vgl. dazu Hardy (2014b). Auch der sogenannte „ordinary language approach to philosophy“ ist dieser Konzeption von „conceptual analysis“ verpflichtet; vgl. Grice (1991), 174.

Eine Idee wie die der Handlung zu kennen heißt, eine Meinung über einen allgemeinen Sachverhalt wie den des Handelns zu haben und das entsprechende Prädikat „handeln“ in vielen einzelnen Fällen in derselben allgemeinen Weise, d. h. mit derselben Funktion zu gebrauchen. Wenn Sie die zuvor genannten Begriffe aus dem Bereich des Handelns gebrauchen, so teilen Sie bestimmte Hintergrundüberzeugungen darüber, was Handlungen im Allgemeinen sind, mit anderen Menschen, die ebenfalls auf eine für sie selbst und andere Menschen verständliche Weise von Handlungen sprechen. Auf der Grundlage eines gemeinsamen Sprachgebrauchs können sich die verschiedenen Sprecher einer Sprachgemeinschaft wiederum ganz unterschiedliche, spezielle, inhaltlich reichhaltigere Überzeugungen über Handlungen, Entscheiden, Wollen, Verantwortung, Wahrheit, Würde etc. bilden. Die inhaltlich reicheren Überzeugungen bzw. Theorien bewegen sich auf einer mittleren Ebene der Allgemeinheit, die zwischen den höchst allgemeinen Begriffsverknüpfungen und dem Sprachgebrauch (und den Überzeugungen) einer individuellen Person liegt.

Indem Philosophen Begriffe analysieren, klären und entdecken sie, was sie zu einem Thema überhaupt denken. Sie verschaffen sich einen Überblick über ihre eigenen Meinungen und können sie schließlich präzise *artikulieren*. So könnte beispielsweise ein Philosoph, der zunächst intuitiv Pornographie ablehnt, eine eindeutige These formulieren, etwa so: „Die Herstellung und der Vertrieb von Porno-Filmen sollten gesetzlich verboten werden.“ Damit versteht er seine Meinung anders und besser als zuvor, weil er nun die Bedingungen des Gebrauchs der darin vorkommenden Prädikate (z. B. „verboten“) und den Zusammenhang mit anderen Begriffen besser kennt. Insofern hat er schon in diesem ersten Schritt des Philosophierens seine Intuitionen und seine Weltanschauung erweitert, umgeformt und vielleicht sogar verändert (revidiert).

Zwischen den Meinungen über allgemeine Sachverhalte, die im Hintergrund unserer Erfahrungen stehen, bestehen inhaltlich gehaltvolle und informative Beziehungen, weil solche Meinungen eine Information darüber enthalten, was allgemeine Sachverhalte wie Handlung und Freiheit sind und wie sie zusammenhängen. Insofern sind die meisten philosophischen Thesen nicht etwa lediglich Aussagen über die Bedeutung von Begriffen oder Wörtern, sondern stets auch (und vor allem) Aussagen darüber, was in der Welt der Fall ist (oder der Fall sein könnte oder sollte). Gleichzeitig bestehen zwischen den Meinungen über allgemeine Sachverhalte logische bzw. formale Beziehungen. Formal sind diese Beziehungen deshalb, weil aus diesen Meinungen wiederum andere Meinungen logisch folgen. Insofern verschafft die Begriffsanalyse nicht nur Klarheit über die Meinungen, sondern sie macht auch auf ihre Implikationen aufmerksam. Diese Einsicht ermöglicht den zweiten Schritt: die ausdrückliche Begründung der Meinungen.

4 Begründung

Im zweiten Schritt des Philosophierens sind die Thesen argumentativ zu *begründen*, indem man sie auf Annahmen zurückführt, die man für wahr hält. Genau das ist die Idee des Argumentierens: der Wahrheitstransfer zwischen Annahmen. Diese Tatsache ist dann von besonderer Bedeutung, wenn Philosophen den Anspruch erheben, zu *wissen*, was sie meinen, wenn sie Wörter gebrauchen, mit denen sie sich auf allgemeine Sachverhalte beziehen. Die Meinungen, die sie als Wissen auszeichnen, sind Meinungen, die sich auf Gründe stützen, also auf andere Meinungen, die ihnen besonders sicher und zuverlässig zu sein scheinen. Begründungen werden in der Philosophie ausschließlich durch Argumente gegeben. Sie bestehen aus der zu begründenden Aussage (Konklusion) und einer oder meist mehreren Annahmen (Prämissen), aus denen die Konklusion folgt. Sowohl die Konklusion als auch die Prämissen werden überwiegend durch Begriffsanalyse gewonnen, ein Teil der Prämissen stammt jedoch aus anderen Quellen, auch aus der Erfahrung; so fließen beispielsweise in Debatten der Angewandten Ethik mehrere empirische Aussagen ein.

Verweilen wir noch ein wenig beim Beispiel der vorherigen These, und betrachten wir dazu folgende Begründung: „Durch Herstellung und Vertrieb von Porno-Filmen werden deren Darstellerinnen und Darsteller erniedrigt, da sie als Instrumente zur Befriedigung der sexuellen Wünsche anderer missbraucht werden. Handlungen, durch die jemand erniedrigt wird, sollten gesetzlich verboten werden. Deshalb sollten auch die Herstellung und der Vertrieb von Porno-Filmen gesetzlich verboten werden.“ Diese Überlegung enthält ein Hauptargument und ein Unterargument. Das Hauptargument zugunsten der oben angeführten These besteht aus zwei Prämissen: 1. „Durch Herstellung und Vertrieb von Porno-Filmen werden deren Darstellerinnen und Darsteller erniedrigt“; 2. „Handlungen, durch die jemand erniedrigt wird, sollten gesetzlich verboten werden.“ Das Nebenargument hat nur eine ausdrücklich genannte Prämisse: Der Nebensatz „da sie als Instrumente zur Befriedigung der sexuellen Wünsche anderer missbraucht werden“ begründet die erste Prämisse des Hauptarguments.

Im Allgemeinen begründen Philosophen die Prämissen, die nicht völlig selbstverständlich sind, so weit wie möglich durch Unterargumente. Auch die Prämisse des Unterarguments ließe sich durch ein Unter-Unterargument weiter stützen. Es wäre allerdings zu viel verlangt, für jede Prämisse eine argumentative Begründung zu fordern. Wer versuchte, jede Prämisse durch ein Argument mit neuen Prämissen zu begründen, geriete in einen infiniten Regress: in eine endlose Serie von Argumenten. Jede Prämisse ihrerseits durch ein weiteres Argument zu begründen, ist nicht möglich, aber auch nicht erforderlich. Jede Diskussion findet vor dem Hintergrund vieler geteilter Annahmen statt; die Kunst des

Argumentierens besteht darin, als Prämissen der (Unter-)Argumente nur solche Annahmen vorauszusetzen, die auf möglichst große Zustimmung stoßen.

In der Philosophie überwiegen die deduktiv gültigen Argumente, in denen es unmöglich ist, dass die Prämissen wahr sind und die Konklusion falsch ist. Doch gelegentlich kommen auch induktive Argumente vor, z. B. Schlüsse auf die beste Erklärung oder Analogieargumente, wie sie auch in empirischen Wissenschaften gang und gäbe sind. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Philosophie nicht von anderen Wissenschaften. Deshalb wollen wir auf die philosophischen Begründungen nicht näher eingehen.

5 Kritik und Verteidigung

Wer ein Argument vorträgt, beansprucht implizit zweierlei: 1. Das Argument ist gültig (korrekt, folgerichtig). 2. Die Prämissen und die Konklusion des Arguments sind wahr. Damit kommen wir zum dritten Schritt des Philosophierens, zur Auseinandersetzung mit den Argumenten anderer Philosophen, die es zu *kritisieren* gilt.

Zu den traditionellen philosophischen Fragen liefern die Klassiker oft die interessantesten Argumente. Deshalb befassen sich Philosophen so intensiv mit der Geschichte ihres eigenen Faches, mehr als alle anderen Wissenschaftler. Aber egal, ob man klassische oder zeitgenössische Literatur liest oder persönlich mit Kollegen diskutiert, stets wird man sich fragen, ob ihre Argumente den beiden impliziten Ansprüchen genügen: 1. Sind die Argumente gültig? 2. Sind die Prämissen und Konklusionen wahr?

Über die erste Frage können wir rasch hinweggehen. Durch verschiedene Verfahren der Logik lässt sich feststellen, ob dieses Kriterium erfüllt ist. Das Hauptargument des vorigen Beispiels ist tatsächlich deduktiv gültig. Das Nebenargument ist hingegen unvollständig und deduktiv ungültig; es lässt sich aber leicht reparieren, indem man eine zweite Prämisse hinzufügt: „Personen, die als Instrumente zur Befriedigung der sexuellen Wünsche anderer missbraucht werden, werden erniedrigt.“

Auf die zweite Frage, ob die Prämissen und Konklusionen wahr sind, kann die Logik natürlich keine Antwort geben. Ebenso wenig lässt sich das Wahrheitsproblem empirisch lösen, denn die philosophischen Annahmen lassen sich wie gesagt durch Erfahrung weder belegen noch widerlegen. Stattdessen ist zu prüfen, ob die eigenen oder fremden Überzeugungen *konsistent* sind, d. h. miteinander vereinbar und widerspruchsfrei.

Die Prüfung der Konsistenz erschöpft sich nicht in der Anwendung logischer Verfahren, obgleich diese durchaus nützlich sein können. So ist in der obigen Begründung des Pornographieverbots gar kein Widerspruch zu finden. Um das Argument dennoch zu kritisieren, muss man überlegen, ob eine seiner Prämissen einer anderen – in der Überlegung gar nicht genannten – Überzeugung des Philosophen widerspricht. Philosophische Kritik besteht in sehr vielen Fällen darin, solche Selbstwidersprüche aufzudecken. Das Problem ist freilich, dass man über die ungenannten Überzeugungen des Philosophen oft nur mutmaßen kann.

Nehmen wir einmal die erste Prämisse des Hauptarguments unter die Lupe: „Durch Herstellung und Vertrieb von Porno-Filmen werden deren Darstellerinnen und Darsteller erniedrigt.“ Eine Kritikerin könnte dagegen einwenden: „Die Porno-Darstellerinnen und Darsteller sind Schauspieler, die freiwillig und gegen Bezahlung eine Rolle verkörpern. Zwar lassen sie Handlungen mit sich geschehen, die unter anderen Umständen als erniedrigend empfunden werden. Die Porno-Darstellerinnen und Darsteller selbst werden jedoch nicht erniedrigt; sie *spielen* nur eine Person, die erniedrigt wird – so wie der Schauspieler, der einen erschossenen Westernhelden spielt, selbst nicht erschossen wird.“

Die Kritikerin unterstellt, dass ihr Gegner die Prämissen ihres Einwands akzeptieren müsse. Hat sie damit recht, sind dessen Überzeugungen widersprüchlich. So eindeutig ist die Lage freilich selten. Ein Einwand ist zunächst einmal eine Herausforderung, nicht mehr. Wenn sich unser Philosoph damit konfrontiert sieht, muss er seine Forderung nach einem gesetzlichen Verbot der Pornographie keineswegs fallen lassen. Philosophische Argumente zwingen für sich genommen niemanden dazu, die eigene Position aufzugeben. Tatsächlich lassen sich Philosophen nur selten von ihren tiefsten Überzeugungen abbringen. Wer jedoch an einer lieb gewonnenen Überzeugung festhalten und dabei konsistent bleiben möchte, muss sich der Herausforderung des Einwands stellen und die eigene Position *verteidigen*. Dafür stehen mindestens drei Strategien zur Verfügung.

Als erstes ist zu prüfen, ob das Gegenargument gültig ist. In unserem Beispiel ist dies der Fall. Die zweite Strategie besteht darin, eine der Prämissen des Einwands mit einem neuen Argument, einem Gegeneinwand, zu widerlegen. Den ersten Satz des obigen Einwands könnte man aus dem Grund anzweifeln, dass sich viele Porno-Darstellerinnen und Darsteller erst aus einer finanziellen Notlage heraus zu ihrer Tätigkeit entschlossen und ihre Rollen insofern keineswegs freiwillig übernahmen. Gegen eine andere Prämisse ließe sich vielleicht einwenden, dass in Porno-Filmen die Trennung zwischen Schauspieler und Rolle unangebracht sei. – So gelangt man zu Problemen, die über das ursprüngliche Problem weit hinausgehen. Ging es zunächst um ein gesetzliches Verbot von Porno-Filmen, wird nun etwa über den Unterschied zwischen einem Schauspieler und der

von ihm verkörperten Rolle debattiert. Solche thematischen Erweiterungen und Verzweigungen sind charakteristisch für philosophische Diskussionen.

Nur wenn unser Philosoph alle Prämissen des Einwands akzeptiert, hat er ein Problem: Die Konklusion widerspricht der ersten Prämisse seines Hauptarguments; seine Überzeugungen sind nicht konsistent. Für diesen Fall bleibt ihm eine dritte Strategie der Verteidigung: Er könnte ein neues Argument für das gesetzliche Verbot der Pornographie entwickeln, das ohne die erste Prämisse des Hauptarguments auskommt. Ebenso könnte er die strittige Prämisse ein wenig abwandeln, sodass sie der Konklusion des Einwands nicht mehr widerspricht. Die Argumente für eine bestimmte These mögen noch so oft kritisiert worden sein – immer wieder lassen sich neue oder abgewandelte Argumente formulieren, deren Prämissen sich mit den übrigen Überzeugungen vereinbaren lassen. Man braucht letztere nur so weit zu verändern, dass das Überzeugungsnetz insgesamt konsistent bleibt.²⁸ Dies hat zur Folge, dass die meisten philosophischen Debatten in tiefen Meinungsverschiedenheiten münden und zu keinem definitiven Ende gelangen.

6 Metaphilosophische Probleme: Wahrheit und Wahrmacher

Der Pluralismus gegensätzlicher Positionen wirft ein metaphilosophisches Problem auf, das wir zum Ende des Artikels endlich behandeln müssen: Einerseits geht es in der kritischen Prüfung eines Arguments um die Frage, ob die Prämissen und die Konklusion *wahr* sind. Dieser Umstand steht jedoch in merkwürdiger Spannung zu der bekannten Tatsache, dass es kein philosophisches Lehrbuchwissen gibt. Über keine einzige These haben die Philosophen Einvernehmen erzielt. Ebenso kann keine Position als endgültig widerlegt gelten; selbst die ausgefallensten Ansichten finden immer wieder Vertreter, die oft den größten logischen Scharfsinn aufbringen. Ist da die Frage nach der Wahrheit der Prämissen und der Konklusion nicht zwecklos? Ja, ist es da nicht völlig beliebig, welcher philosophischen Position man sich anschließt? Diese methodologischen Fragen sind fast so alt wie die Philosophie selbst; unnötig zu erwähnen, dass die Philosophen auch hierüber keine Einigkeit erzielen konnten.

Relativisten meinen, es gebe keine absolut gültigen Wahrheiten. Eine These sei relativ zu den übrigen Überzeugungen des jeweiligen Philosophen wahr.

²⁸ Vgl. Tetens (2004), 260.

Wenn sie sich konsistent in dessen Überzeugungsnetz einfügen lässt, sei sie wahr, andernfalls falsch. Da sich die Überzeugungen von Mensch zu Mensch unterscheiden, mag eine bestimmte These für den einen wahr sein, für den anderen falsch.²⁹ Wie dem auch sei, mit Sicherheit steht fest: Selbst für Relativisten ist es nicht völlig beliebig, woran sie glauben, weil sie so wie jeder Mensch daran interessiert sind, Widersprüche innerhalb der eigenen Überzeugungen zu vermeiden. Wie leicht aber Widersprüche auftreten, zeigt eine einfache Variante des Leib-Seele-Problems:

(1) Mentale Vorgänge wie Überlegungen, Wünsche und Entscheidungen können physische Vorgänge (Handlungen einer Person) verursachen.

(2) Mentale Vorgänge sind keine physischen Vorgänge.

(3) Physische Vorgänge werden immer nur durch andere physische Vorgänge verursacht.³⁰

Für sich betrachtet sind alle drei Annahmen durchaus plausibel. So beruht (1) auf der alltäglichen Beobachtung, dass Personen vielerlei Wünsche in die Tat umsetzen können. Aussage (2) scheint deshalb einleuchtend, weil Personen mentale Phänomene anders erleben als physische oder körperliche Vorgänge. Annahme (3) ist ein zentraler Inhalt des modernen, naturwissenschaftlich geprägten Weltbilds. Sie besagt, dass der Bereich physischer Vorgänge kausal geschlossen ist. Doch die drei Annahmen sind nicht konsistent; sie können nicht gemeinsam wahr sein, denn die Konjunktion von jeweils zwei Aussagen impliziert die Verneinung der dritten. Philosophen, die alle drei Annahmen für wahr halten, sind daher gezwungen, in ihrer Gedankenwelt aufzuräumen und eine Annahme aufzugeben. In der Tat wurde im Laufe der Philosophiegeschichte jede der drei Annahmen bestritten. Dies hat aber in jedem Fall logische Konsequenzen: Vor die Wahl gestellt, entscheiden sich heute viele Philosophen gegen Annahme (1). Zugleich glauben sie, Personen seien nur dann frei, wenn sie ihre Handlungen durch eigene Überlegungen, Wünsche und Entscheidungen bestimmen könnten. Daraus folgt, dass sie überhaupt nicht frei seien. Wer diese Überzeugung nicht aufzugeben bereit ist, steht vor einem neuen Widerspruch.

Warum aber sollten Philosophen Widersprüche aufdecken und vermeiden? Für Aristoteles ist es das oberste und sicherste Prinzip aller Wissenschaften, dass

29 Vgl. z. B. James (1975), 35–37.

30 Bieri (1997), 5–6.

ein Widerspruch unmöglich ist: „Dass nämlich dasselbe demselben in derselben Beziehung [...] unmöglich zugleich zukommen und nicht zukommen kann, das ist das sicherste unter allen Prinzipien“.³¹ Dass einige Logiker auch diesen Satz vom (ausgeschlossenen) Widerspruch bestreiten, muss uns nicht irritieren, weil Philosophen einfach alles bestreiten (zuweilen sogar ihre eigene Existenz). Insbesondere im Falle der Lügner-Paradoxie wird es für möglich gehalten, dass zwei einander widerstreitende Aussagen beide wahr seien. Von solchen Ausnahmefällen abgesehen besteht aber das Problem, dass sich widersprüchliche Aussagen gegenseitig aufheben; zusammengenommen haben sie keinerlei Informationsgehalt. Man sagt damit nicht mehr als ein Autor, der einen Satz aufschreibt und ihn anschließend durchstreicht.³² Deshalb bringt eine Überzeugung, die einen logischen Widerspruch, d. h. die Konjunktion zweier einander logisch widerstreitender Annahmen, enthält, ganz genau betrachtet keinen informativ gehaltvollen, verständlichen Gedanken zum Ausdruck. Mit anderen Worten: Ein in sich widersprüchlicher Gedanke ist ein lediglich scheinbarer, jedoch kein wirklicher *Gedanke*.

Ein Gedanke enthält eine logisch-semantische Information, ist also ein wahrheitsdefinites Element des logischen Raums der Gründe. Mit einem Gedanken sagen wir, was sich klar sagen lässt; wir behaupten etwas über einen (tatsächlichen oder möglichen) Sachverhalt in der Welt, äußern eine Überzeugung, die sich auf etwas bezieht, das in der Welt der Fall ist oder der Fall sein könnte. Eine solche Überzeugung kann wahr oder falsch sein; wir selbst und die Adressaten unserer Äußerungen können erkennen, unter welchen Bedingungen sie wahr oder falsch ist. Eine in sich widersprüchliche Meinung ist hingegen kein wahrheitsdefinites Element des logischen Raums der Gründe; sie bezieht sich genau genommen auf *nichts*, was in der Welt der Fall ist oder der Fall sein könnte, und so können wir selbst und andere niemals wissen, unter welchen Bedingungen sie wahr oder falsch ist. Sie ist ein logisch-semantisches Phantom.

Freilich wollen wir wissen, was in der Welt der Fall ist oder der Fall sein könnte, wollen verstehen können, was wir selbst und andere über die (tatsächliche oder mögliche) Welt sagen, wollen prüfen können, ob eine Überzeugung wahr oder falsch ist. Dieser Wunsch entspringt unserer epistemischen Autonomie, unserer gedanklichen Selbstbestimmung. Deshalb beeinträchtigt eine Inkonsistenz unserer Überzeugungen unsere gedankliche Klarheit und gefährdet unsere epistemische Autonomie, und deshalb sollten wir Inkonsistenzen schon aus Eigeninteresse vermeiden respektive überwinden und nach Konsistenz

31 Aristoteles (1989) IV, 1005b19–25.

32 Vgl. Strawson (1952), 3.

streben. Mögen manche Philosophen auch nach absoluten Wahrheiten streben – ihre vorrangige Aufgabe ist es, gut begründete und zugleich konsistente Theorien über den begrifflichen Hintergrund der Erfahrung zu entwickeln. Ist eine Theorie sowohl gut begründet als auch konsistent, ist sie zu einem gewissen Grade kohärent (stimmig). Insofern ist es auch eine Aufgabe der Philosophen, kohärente Theorien zu entwickeln.

Abschließend können wir eine andere metaphilosophische Frage beantworten, die schon älter ist, jüngst aber intensiv diskutiert wird: Worin liegt der Proberstein der Wahrheit philosophischer Thesen? Woran entscheidet sich, ob sie wahr sind? Anders gefragt: Gibt es für philosophische Aussagen so etwas wie Wahrmacher? Eine traditionelle Antwort besagt, der Proberstein philosophischer Wahrheit liege im Inneren des Subjekts. Diese Antwort ist durchaus richtig, für sich aber wenig informativ. In der Geschichte der Philosophie gab es mehrere umstrittene Versuche, die innere philosophische Erkenntnisfähigkeit näher zu bestimmen: als Wiedererinnerung an ein verschüttetes Wissen, als Gewissheit oder als Vernunft.³³ In jüngerer Zeit werden die folgenden Prüfsteine diskutiert:

(a) Intuitionen,

(b) die Bedeutung der in der jeweiligen These vorkommenden Wörter bzw. Begriffe,

(c) die Beschaffenheit der Wirklichkeit.

Auffassung (a) ist nur in sehr beschränktem Maße richtig. Intuitionen bieten, wie in einem früheren Abschnitt dargestellt, höchstens vorläufige Gründe für bestimmte philosophische Positionen, die selbst wieder näher zu begründen sind.

Nach Auffassung (b), die sich mindestens bis auf David Hume zurückverfolgen lässt, sind philosophische Thesen analytische Aussagen oder Erläuterungsurteile, die allein aufgrund der Bedeutung der darin vorkommenden Ausdrücke wahr sind oder nach Immanuel Kant „durch das Prädikat nichts zum Begriff des Subjekts hinzutun, sondern diesen nur durch Zergliederung in seine Teilbegriffe zerfallen, die in selbigem schon (obgleich verworren) gedacht waren“³⁴. Auf manche Thesen trifft dies wohl zu: So mag man allein durch Kenntnis von Begriffsbedeutungen erkennen, dass jede Handlung mindestens einer Person

³³ Vgl. Arnold (2012), 87–88.

³⁴ Kant (2003), B11.

zuzuschreiben ist. Besonders weit käme man mit dieser Methode allerdings nicht, denn die faszinierendsten philosophischen Fragen lassen sich damit sicher nicht lösen.³⁵ Den Begriff „Entscheiden“ etwa kann man drehen und wenden, wie man will – man wird dadurch nicht herausfinden, ob Entscheidungen physische Vorgänge sind und ob sie physische Vorgänge verursachen können.

Auffassung (c) ist nicht so sehr falsch als vielmehr ungenau.³⁶ Philosophische Thesen handeln zwar von Sachproblemen; sie sind Aussagen über die Wirklichkeit im weitesten Sinne. Ob sie aber wahr sind, hängt nicht davon ab, wie die Welt beschaffen ist, sondern davon, wie wir sie erfahren. Darum stellen Philosophen keine Beobachtungen an, sondern sie denken darüber nach, wie sie die Wirklichkeit erfahren – einschließlich der Menschen und deren Werke und Taten wie Sprache und Wissenschaft. Indem sie etwa in der Begriffsanalyse den Gebrauch der Sätze bzw. Satzmengen analysieren, in denen ein bestimmtes Prädikat vorkommt, bemerken sie, wie wir Menschen unsere Erfahrungen mit Hilfe der Begriffe organisieren. Dadurch decken sie den begrifflichen Hintergrund der Erfahrung auf, also den grundlegenden Zusammenhang der Meinungen über allgemeine Sachverhalte, die im Hintergrund unserer Erfahrungen stehen. Freilich sind die Ergebnisse dieser Begriffsanalyse nicht unumstößlich. In den weiteren Schritten versuchen die Philosophen, ihre Befunde zu begründen und auf tatsächliche oder vorweggenommene Kritik zu reagieren. So lehnen einige Naturalisten die oben skizzierten Einsichten über den Zusammenhang zwischen Handlungen, Entscheidungen und Urheberchaft ab, weil sie ihren anderen Überzeugungen widersprechen. Wie dem auch sei: Alle diese Tätigkeiten lassen sich zwar vom Lehnstuhl aus verrichten, erfordern jedoch im Voraus eine große Menge Lebenserfahrung.

7 Fazit

Gibt es eine universale philosophische Methode? Ja. Offenkundig gibt es mehrere Gemeinsamkeiten, die selbst Vertreter unterschiedlicher philosophischer Schulen miteinander teilen: Sie alle gehen von ihren Intuitionen aus, betreiben

³⁵ Vgl. Stekeler-Weithofer (2010), 273.

³⁶ In neuester Zeit treten Timothy Williamson und Herman Cappelen für (c) ein. Zwar behaupten sie unseres Wissens nach nirgendwo explizit, dass sich die Wahrheit philosophischer Thesen an der Beschaffenheit der Wirklichkeit entscheide. Ihre zentrale These lautet aber, philosophische Aussagen seien Aussagen über die Wirklichkeit (Welt). Vgl. z. B. Williamson (2007), 18–20 u. 49–50; Cappelen (2012), 190–191.

der Sache nach Begriffsanalyse und artikulieren dadurch ihre Überzeugungen, begründen diese, kritisieren andere Positionen und verteidigen sich gegenüber Kritik – dies alles unter der Vorgabe, unter den eigenen Überzeugungen Konsistenz herzustellen. Da die Verknüpfung all dieser Verfahren dann und nur dann zum Einsatz kommt, wenn jemand philosophiert, können wir sie als universale philosophische Methode bezeichnen.

Damit wollen wir nicht behaupten, dass es darüber hinaus keine weiteren philosophischen Methoden gebe – ein Methodenmonismus liegt uns fern. Es wäre aber gesondert zu untersuchen, ob und inwieweit zum Beispiel die Methoden der Phänomenologie über die in diesem Aufsatz vorgestellte Methode hinausgehen und sie ergänzen.

8 Epilog

Philosophieren heißt auch, Gedanken in besonderer Weise ernst zu nehmen. Nicht alles, was ein sprachliches Gewand trägt, ist ein Gedanke. Wenn wir unsere Gedanken jedoch wirklich ernst nehmen, so achten wir sorgsam darauf, dass unsere Wörter eine verständliche, begründbare und kritisierbare These über die Welt oder über unseren kognitiven Zugang zur Welt zum Ausdruck bringen; wir achten darauf, dass wir wirklich verstehen, was wir sagen und meinen, und anderen das zu verstehen geben, was wir meinen. Verstehen ist die Identifikation semantischer und logischer Information. Wenn wir unsere eigenen Gedanken ernst nehmen, loten wir den logischen Raum einer These möglichst genau aus. Wir versuchen, uns eine bestimmte Meinung unter den jeweils bestmöglichen epistemischen Bedingungen zu bilden, also alle jeweils relevanten und kognitiv verfügbaren Gründe, die für eine bestimmte These sprechen, zu prüfen und alle relevanten verfügbaren Gründe, die gegen diese These sprechen, auszuschließen.

Zu philosophieren bedeutet auch, Menschen ausdrücklich als epistemisch selbstbestimmte Personen zu würdigen; wir setzen unsere Überzeugungen der Kritik aus und begegnen anderen Menschen als Personen, die sich aufrichtig um Wahrheit bemühen. Das ist eine intrinsisch soziale und moralische Dimension des philosophischen Nachdenkens – und wohl ein schöner Nutzen der Philosophie für das Leben.³⁷

³⁷ Frühere Fassungen dieses Artikels wurden im Jahre 2014 an der Humboldt-Universität zu Berlin, an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster und an der Staatlichen Universität St. Petersburg, Russland, vorgetragen. Wir danken dem Publikum für hilfreiche Kommentare und Kritik. Insbesondere danken wir Olaf Müller (Berlin) und Michael Quante (Münster). Wäh-

Literatur

- Alexander, J., u. Weinberg, J. M. (2007), Analytic Epistemology and Experimental Philosophy, in: *Philosophy Compass* 2.1, 56–80.
- Aristoteles (1989), *Metaphysik*. Bücher I–VI, übers. v. Bonitz, H., Hamburg.
- Arnold, M. (2012), Philosophische Erkenntnisstrategien, in: Dunshirn, A., Nemeth, E., u. Unterthurner, G. (Hg.), *crossing borders. Grenzen (über)denken. Thinking (across) Boundaries*, Wien, 85–95.
- Bealer, G. (1992), The Incoherence of Empiricism, in: *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volumes* 66, 99–138.
- Bealer, G. (2000), A Theory of the a priori, *Pacific Philosophical Quarterly* 81.1, 1–30.
- Beaney, M. (2012), Analysis, in: Zalta, E. N. (Hg.), *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2012 Edition), URL: <http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/analysis/> (abgerufen am 15.7.2015).
- Bieri, P. (1997), Generelle Einführung, in: ders. (Hg.), *Analytische Philosophie des Geistes*, Weinheim, 1–28.
- Bieri, P. (2001), *Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens*, München u. Wien.
- Cappelen, H. (2012), *Philosophy without Intuition*, Oxford.
- Crane, T. (2013), Philosophie, Logik, Naturwissenschaft, Geschichte, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 61.1, 3–19.
- Davidson, D. (1990), The Structure and Content of Truth, in: *The Journal of Philosophy* 87.6, 279–328.
- Ernst, G. (2013), Fortschritt in der Philosophie?, in: *Information Philosophie* 41.1, 8–15.
- Esfeld, M. (2011), *Einführung in die Naturphilosophie*, Darmstadt.
- Figal, G. (2010), Die phänomenologisch-hermeneutische Möglichkeit der Philosophie, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 35.3, 291–302.
- Gettier, E. L. (1963), Is Justified True Belief Knowledge?, in: *Analysis* 23, 121–123.
- Grice, P. (1991), *Postwar Oxford Philosophy*, in: ders., *Studies in the Way of Words*, Cambridge, Mass., u. London, 171–180.
- Hardy, J. (2014a), Philosophische Begriffsanalyse. Ein Vorschlag, in: *Angewandte Philosophie* 1, 32–48.
- Hardy, J. (2014b), *Platon. Laches. Übersetzung und Kommentar*, Göttingen.
- Hardy, J., u. Schamberger, C. (2012), *Logik der Philosophie. Einführung in die Logik und Argumentationstheorie*, Göttingen u. Oakville, Conn.
- Jackson, F. (1998), *From Metaphysics to Ethics. A Defence of Conceptual Analysis*, Oxford.
- James, W. (1975), *Pragmatism. A New Name for Some Old Ways of Thinking*, Cambridge, Mass., u. London.
- Kant, I. (2003), *Kritik der reinen Vernunft [1781/1787]*, hg. v. Timmermann, J., Hamburg.

rend der Arbeit an diesem Artikel war Jörg Hardy Fellow der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Kolleg-Forschergruppe *Normenbegründung in Medizinethik und Biopolitik* an der Westfälischen Wilhelms-Universität, Christoph Schamberger war und ist Mitarbeiter des von der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojekts *Tiefe Meinungsverschiedenheiten* der Humboldt-Universität zu Berlin und der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

- Keil, G. (2013), Was lehrt uns das Gettierproblem über das Verhältnis zwischen Intuitionen und Begriffsanalyse?, in: Ernst, G., u. Marani, L. (Hg.), Das Gettierproblem: eine Bilanz nach 50 Jahren, Münster, 107–144.
- Knobe, J., u. Nichols, S. (2008), An Experimental Philosophy Manifesto, in: dies. (Hg.), Experimental Philosophy, Oxford u. a., 3–14.
- Nagel, J. (2012), Intuitions and Experiments: A Defense of the Case Method in Epistemology, in: Philosophy and Phenomenological Research 85, 495–527.
- Nimtz, C. (2012), Begriffsanalyse heute, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 66.2, 218–247.
- Popper, K. (1989), Logik der Forschung, Tübingen.
- Quine, W. V. O. (1979), Zwei Dogmen des Empirismus, in: ders., Von einem logischen Standpunkt, Frankfurt am Main u. a., 27–50.
- Rosenberg, J. F. (2006), Philosophieren, Frankfurt am Main.
- Schnädelbach, H. (2001), Phänomenologie und Sprachanalyse, in: Wingert, L., u. Günther, K. (Hg.), Die Öffentlichkeit der Vernunft und die Vernunft der Öffentlichkeit, Frankfurt am Main, 243–267.
- Schneider, H. J. (2002), „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit“ (Ludwig Wittgenstein). Eine Antwort auf die Frage „Was ist, kann und soll die Philosophie?“, in: Schoberth, W., u. Schoberth, I. (Hg.), Kirche – Ethik – Öffentlichkeit, Münster u. a., 190–203.
- Stekeler-Weithofer, P. (2010), Explikation von Praxisformen, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 35.3, 265–290.
- Strawson, P. F. (1952), Introduction to Logical Theory, London.
- Strawson, P. F. (1992), Die Grenzen des Sinns. Ein Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft, Frankfurt am Main.
- Tetens, H. (2004), Philosophisches Argumentieren. Eine Einführung, München.
- Tetens, H. (2010), Existenzphilosophie als Metaphilosophie. Versuch, die kontroverse Pluralität der Philosophie zu erklären, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 35.3, 221–241.
- Williamson, T. (2007), The Philosophy of Philosophy, Malden, Mass., u. a.
- Wittgenstein, L. (1984), Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus, in: ders., Werkausgabe 1, Frankfurt am Main, 7–85.